



Zora del Buono: »Fremd sein, das macht mich glücklich«

Von Sandra
Huwiler

»Was für ein durchgeknallter Hund!« Der erste Satz, das erste Treffen. Gleich mittendrin. Noch vor der herzlichen Begrüssung von Zora del Buono kommt die Begrüssung von Hündin Natalina. Die Neue im Bunde. »Südtalienerin, wie ich.« War es bis vor Kurzem das entspannte Duo Zora und Hund Mica – die Ruhe in Hundeperson, unaufgeregt, ganz Zen – so bringt Natalina frischen Wind in die Konstellation. Sie rast, saust, springt hoch, umkreist, düst davon und im nächsten Augenblick überrennt sie einen bereits wieder.

Bahnhof Zürich Tiefenbrunnen, frühmorgens. Zoras Art: Gleich per Du. Direkt, nahbar, freundschaftlich, verschmitzt. Zoras Outfit: Blauer Mantel, gutes Schuhwerk, bereit für den Spaziergang. Fernab des Fussgängerstreifens über die Strasse flitzen. Durch die geschlossene Badi Tiefenbrunnen. Hunde verboten, Schild ignoriert. Routiniertes Leinen lang ziehen lassen und kürzen, beidhändig, stetig in Bewegung.

Sie besitze immer genau den Hund, der zu ihrer aktuellen Lebenssituation passe, erzählt die 58-jährige Autorin. Vor bald vierzig Jahren hatte Zora als ersten tierischen Weggefährten einen arabischen Windhund mit grossem Bewegungsdrang, der dauernd nach draussen musste und sie so rausholte aus Situationen, Räumen und Begegnungen. »Damals war ich hoch neurotisch, sass immer überall am Rand, trug meinen langen Ledermantel auch drinnen. Die anderen dachten, ich sei cool. In Wirklichkeit war ich aber einfach stets bereit zu fliehen. Mein Hund war die perfekte Ausrede für meine Klaustrophobie.«

Auf einer quadratischen Holzbank, Blick auf den Zürichsee, unerwarteter Sonnenschein, bittere Kälte. Ein rotes Fellknäuel rauscht hin und her, hinterlässt Hundepfoten-Abdrücke auf dem Notizbuch. Lebensgeschichte gespickt mit Hundeanekdoten. Und aus der Bauchtasche werden Hundeleckerli rausgepickt.

Zweigespann

Heute ist es also seit wenigen Wochen Gute-Laune-Hündin Natalina. Eigentlich nur als Übergangslösung bei Zora. Sie sollte bei ihr auf ein neues Zuhause warten, hat dieses aber jetzt bei ihr und Mica gefunden. »Der fröhliche, lustige Hund als Medizin gegen die Mutter-Trostlosigkeit.« Ihre Mutter ist an Alzheimer erkrankt, ist dabei, ihr zu entgleiten. Mit der Mutter bildete sie nach dem frühen Tod ihres Vaters – Zora war noch ein Baby – ein harmonisches Zweigespann, kaum je hatten sie Differenzen. Zora und Marie-Louise. Für sie die normalste Familienform der Welt. Mama-Papa-Kind-Konstellationen waren ihr suspekt, sie kannte das schlicht nicht.

Der wichtigste Mensch in deinem Leben?

Mein Mami.

Die Historikerin, »diese gescheite, tolle Frau, die so wahnsinnig viel gewusst hat«, sie geht geistig verloren. Ihre Mutter war ihre Konstante, sie zwei allein, aber immer zu zweit. Haben zusammen ihr Leben verbracht.

Waches Gesicht. Sommersprossen. Helle, leuchtende Augen, die Iris ist aussen dunkler, innen grün-grau. Die Locken leuchten rot-orange in der Sonne. »Frisch nachgefärbt, wir haben die gleiche Haarfarbe«, lacht Zora und zeigt auf ihre Hündin.

Zürich-Berlin

Die Krankheit macht traurig, aber vor allem wütend. Die Mutter tut ihr leid, nervt gleichzeitig. Demenz ist eine Zumutung, für Betroffene und Angehörige gleichermassen. Zora hat jetzt ein Zweitauto und einen Zweitwohnsitz. Eine ehemalige Fräulein-Wohnung am Tiefenbrunnen, an der äussersten Ecke Zürichs, gefühlt mit einem Bein noch in der Stadt und mit dem anderen fast schon in Zumikon, dem Wohnort ihrer Mutter – und dem ihrer Kindheit. Nicht mehr nur die Wohngemeinschaft mitten in Berlin, zuoberst in einem ehemaligen Krankenhaus, von der sie seit bald 20 Jahren ein Teil ist. Zu viert, jeder hat zwei Räume und ein eigenes Bad, das ist das Erfolgsgeheimnis. Einer der vielen Spagate in Zoras Leben. Mutter Marie-Louise hatte 15 Jahre lang auch ein Zimmer in der WG, kam nach der Pensionierung nach Berlin, war bis vor Kurzem regelmässig da. Jetzt ist die innere Unruhe zu gross.

Was macht dich glücklich?

Gehen, durch freie Landschaft. An fremden Orten Kaffee trinken. Fremd sein, das macht mich glücklich.

Fremd war ihr Berlin, genauer gesagt Westberlin, zu Mauerzeiten. Subversiv, dunkel, geheimnisvoll. Dorthin ging Zora in

den 1980ern als ETH-Architekturstudentin mit Anfang zwanzig ins Austauschsemester an die Hochschule der Künste, zusammen mit Freund Peter. Zwei Wochen später verliess sie ihn. Sie hatte sich Hals über Kopf in eine Frau verliebt, tauchte ein in die Lesbenszene, den Untergrund, eine Parallelwelt damals. »Westberlin war Freiheit und Weite. Und trotzdem geschützt durch die Mauer. Das Berlin von damals war mein Paradies, der tollste Ort der Welt.« Dann kam Aids, raubte einen Teil der Unschuld, und vor allem viele, viele Freunde. Das Gefühl der Fragilität, wie schnell eine Situation sich ändern kann, wie schnell absolut alles anders sein kann. Dann kam der Mauerfall, und damit Umbruch und Veränderung.

Bäckerei, das rote, schmale Lederportemonnaie in die Hand gedrückt. »Irgendwas ohne Fleisch, ich lasse mich überraschen.« Draussen vor dem Schaufenster: Zora, die beobachtet. Fussgänger, Velos, Trams. Und die in Zürich weit verbreiteten teuren Autos, die ihr zuwider sind.

»Richtige Momente, richtige Entscheidungen«

Sie blieb in Berlin. Machte ihr Diplom im Jahr des Mauerfalls, begann zu arbeiten, das gelernte schön Bauen ins echte Bauen zu übersetzen. Hinaus in die harte Realität, von der Studentin zur Bauführerin, vom Vorlesungssaal auf die Baustelle. Sie fand das Baumilieu wunderbar, liebte den Geruch von Beton, war fasziniert von der dort herrschenden Kraft. Gleichzeitig litt sie unter der Zerrissenheit zwischen Bauherrschaft und Handwerkern. Darunter, im Bauboom der Nachwendzeit möglichst rasch, möglichst profitabel bauen zu müssen.

»Ich habe in den richtigen Momenten die richtigen Entscheidungen getroffen. Wenn ich irgendwo unglücklich wurde, bin ich da raus.« Als sie Mitte der 1990er-Jahre des Architektinnenlebens überdrüssig wurde, tat sich ein neuer Weg auf. Jugendfreund Nikolaus Gelpke, Biologe und ebenfalls



Zora del Buono in den 1990ern. Markenzeichen damals: kurze Haare, langer Ledermantel

in Norddeutschland zu Hause, schlug die Gründung eines Meeresmagazins vor. An seinem Küchentisch in Kiel wurde ein Konzept entworfen. Planen und konstruieren, das liegt Zora. Als Mitgründerinnen wurden langjährige Freundinnen wie die Fotografin Barbara Stauss mit ins Boot geholt: »Zora bringt Menschen zusammen, verbindet sie, öffnet Türen zu Geschichten und Gemeinsamkeiten.« Es entstand ein anfangs monothematisches Magazin übers Meer, das mittlerweile seit 25 Jahren erscheint: »Mare«.

Welches ist dein Sehnsuchtsort?

Hinten auf einem Schiff, wenn man losfährt, mit der Garantie, dass man nicht seekrank wird. Also ein grosses Schiffsheck, das verschwindende Land im Blick.

Bald begann sie selbst zu schreiben. Der erste Text: eine Rezension über ein Buch über eine Reise. Plötzlich eine Seite im Heft, gedruckt, veröffentlicht, das fand sie wahnsinnig aufregend. »Da merkte ich, dass die Kombination von Reisen und Schreiben mein Ding ist.« Sie schrieb über Seemannsaltersheime in Italien, Krabbenschälerinnen in Marokko, Tanzpartner auf Luxusdampfern, Bewohner eines Militäertaucherdorfes und vietnamesische Shrimpsfischerinnen in Texas.

Spaziergang durch Zürich-Seefeld, auf alten Pfaden. Vorbei am Freien Gymnasium, auf das ihre Mutter sie schickte, nachdem die ältere Schwester der Schulfreundin in Zumikon ins Drogenmilieu abrutschte. Ein besserer Umgang musste her. Hier lernte sie Nikolaus Gelpke kennen.

»Sehr unsachlich, sehr distanzlos«

Dann erhielt sie den Auftrag, über Wasserleichen zu schreiben. Für ein Sachbuch, so der Plan. Doch sie spürte, dass sie aus dem Stoff lieber eine eigene Geschichte spinnen wollte, fernab von männlichen Künstlern und Autoren, die weibliche, blasse, wunderschöne Leichen ins Wasser legten, sie romantisierten, sie immer auch ein Stück weit sexualisierten. Zora wagte den Sprung, weg vom rein sachlichen, journalistischen Schreiben, hin zum Fiktionalen. Hinein in eine neue Welt. Heraus kam »Canitz' Verlangen«. Ihr Debütroman über einen unsympathischen, komplizierten Protagonisten, der fesselt, mitreisst in die Abgründe seiner eigenen Familiengeschichte und dabei ein dunkles Geheimnis der deutschen Geschichte beleuchtet. Ideen für Geschichten kommen auf Spaziergängen. »Das hat was mit Neurologie zu tun. Wenn die Landschaft an einem vorbeizieht, kann man denken lassen.«

Hast du ein Motto?

Alles ist möglich.

Romane schreiben, das fühlte sich sofort nach zu Hause an. »Ich bin als Person schon sehr unsachlich, sehr distanzlos.« Sie gibt viel von sich preis, lässt viel von sich in ihre Protagonistinnen einfließen, in jeder und jedem steckt ein Teil von ihr. Sie denkt sich in grundverschiedene Biografien hinein, schlüpft in andere Persönlichkeiten. »Wir haben ja alles in uns, wir reißen uns einfach zusammen.« In der Literatur kann sie tief in Charaktere eintauchen, sie gänzlich verstehen, geheime Seiten offenbaren. Obwohl Geheimnisse nicht wirklich ihr Ding sind. Sie trägt ihr Herz auf der Zunge. »Das Private ist politisch. Da bin ich ganz die alte Feministin.«

Wildbachstrasse, schattige Bäume, der Bach verschwindet nach wenigen Metern. Wilde Geschichten über wilde Zeiten, Liebschaften. Ausblick auf potenzielle Lieblingsgebäude. Prüfender und inspizierender Architektinnenblick, immer und überall. Rätseln über Innenansichten, Innenräume, Innenleben.

Der Weg zur Schriftstellerin

Überzeugte Feministin war sie immer schon. Von starken Frauen umgeben und geprägt, das zeigen auch ihre Bücher, mit vielschichtigen Protagonistinnen, die ihren eigenen Weg gehen, sich weiterentwickeln. Zora informiert sich, sinniert, reflektiert. Ihre Bücher enthalten nebst fiktiven Geschichten auch immer viel Recherchiertes, viele Fakten, viel Geschichte. Wie die Novelle »Gotthard«, über Einzelschicksale, allesamt verwoben, immer enger, auch mit dem Ort ihrer Begegnung: dem Mikrokosmos am und im Gotthard-Basistunnel, Südportal, Grossbaustelle – auf der echten hat Zora damals ausgiebig nachgeforscht und analysiert, anderes Baumilieu, veränderter Blick. »Wandel finde ich interessant, ich will mir auch immer über alles Gedanken machen, nah dran sein. Wir sind alle Kinder unserer Zeit, müssen uns immer wieder neu orientieren, das ist spannend und anstrengend zugleich.«

Früher sagte sie, sie sei Architektin, die auch schreibt. Architektin ist und bleibt Teil ihrer Identität, prägt auch ihren Schreibstil. Sie baut sich immer zuerst ein Gerüst, das sie dann mit Geschichten füllt. Später bezeichnete sie sich als Redaktorin. Als sie anfang Bücher zu schreiben: Autorin. Nie nannte sie sich Schriftstellerin, dafür müsse man ein Werk vorweisen können, dachte sie. Und fand, mit sieben Büchern habe man ein Werk. Ihr mitten im Coronajahr erschienen Buch ist ihr siebtes. »Jetzt könnte ich mich eigentlich Schriftstellerin nennen, getan habe ich es aber bisher noch nie.« Vielleicht hat das mit Unsicherheit zu tun, mit Bescheidenheit. Wohl aber mit der grossen Bewunderung, die sie für Schriftstellerinnen schon immer empfand. Sich selbst einmal so zu nennen, das selbst einmal zu sein, schien surreal. Wie ein Kleid, das einen reizt, das gewagt erscheint. An das man sich zuerst gewöhnen muss, es dann aber nicht mehr ablegen will.

Entlang der Ida-Bindschedler-Strasse, stadtauswärts, mit Blick in die Ferne. Passenderweise nach einer Schriftstellerin benannt. Zora mag die Strasse, die Freiheit und Weite, das Gefühl der Möglichkeiten, mehrspurig, geradeaus. Erinnerung an amerikanische Highways, ans Reisen.

Was wolltest du werden, als du klein warst?

Schriftstellerin oder Pilotin. Postpilotin in Kanada oder Alaska. Abenteuersehnsucht, Freiheit, Weite, schon damals.

Paradiesisches Grosselternhaus

Als Kind flog sie regelmässig im silbern glänzenden Propellerflugzeug mit ihrer Mutter in die Ferien nach Süditalien. Nach Bari, genauer gesagt. Zu ihren Grosseltern väterlicherseits. Über sie blieb die Verbindung zum Vater, das galt auch umgekehrt für sie als Enkelin. Ihre Grossmutter, ebenfalls Zora Del Buono – das D gross geschrieben, da Kommunistin, und was

für eine –, hatte in Bari einen Palazzo entworfen und bauen lassen. 23 Zimmer, neun Bäder, in der Mitte eine riesige Halle, das Herz des Hauses. Dort wurden rauschende Feste gefeiert. Ihr Mann, Pietro Del Buono, war ein berühmter Radiologe, einer der ersten Italiens.

Der Kommunismus war also mehr Salonkommunismus. »Kommunismus ist Aristokratie für alle«, lautete das Motto. Der Palazzo war nicht nur die Welt der Grossmutter Zora, in der sie herrschte, urteilte, verurteilte, im Zentrum stand. Es war während ihrer Besuche auch die Welt der Enkelin Zora. Der Duft des Gartens ist noch heute präsent. Das Haus war für Zora in ihrer Kindheit der aufregendste Ort der Welt, ein Paradies, üppiges Süditalien, farbig, laut. Kontrast zum kargen, reduzierten, kühlen Zürich der 1960er- und 1970er-Jahre.



Klein Zora und Grossmutter Zora, zusammen mit Mutter Marie-Louise und Grossvater Pietro Del Buono in den 1960er-Jahren in Bari

Was bedeutet dir Italien?

Eine Illusion. Eine Hassliebe, fürchterliches Land und gleichzeitig toll. Etwas, von dem ich immer denke, dass ich wieder hinwill. Aber eigentlich will ich nicht ins Italien von jetzt, sondern ins Italien meiner Kindheit.

Gelebte Geschichte

Über das Leben ihrer Grossmutter schrieb sie ihr aktuelles Buch »Die Marschallin«. Sie habe immer etwas heller geleuchtet als alle um sie herum, die Grossmutter. Es ist die Lebensgeschichte einer imposanten Frau, eng verwoben mit der Geschichte Europas des 20. Jahrhunderts, vom Ersten Weltkrieg, über soziale Unruhen zwischen den Kriegen, Kommunismus, Faschismus, bis zum Zweiten Weltkrieg. Dann ein alles veränderndes Ereignis, ein tiefer Fall, Unglücke reihen sich anein-

»Mein wertvollster Besitz? Meine Hunde.«



ander. »È tutta colpa mia«, sagte sie immer, Grossmutter Zora, es sei alles ihre Schuld.

Die Geschichte einer Slowenin, die sich in einen süditalienischen Arzt verliebt, ihm nach Bari folgt. Eine grosse, alles überdauernde und alles übertönende Liebe, leidenschaftlich wird politisiert, illustre Gäste gehen ein und aus, Diskussionsrunden, Gesellschaften, Feste. Kaum Platz für Muttergefühle, zu viel Egozentrik, zu sehr dreht sich die Welt nur um sie. »Man hat diese Frau gefürchtet und bewundert, viele haben sie verehrt. Ich habe sie einfach nur geliebt«, schreibt Zora im Prolog. »Unsere Familiengeschichte ist eine Geschichte, die erzählt werden musste«, findet ihre Cousine und Namensvetterin Zora Del Buono aus Bari. »Wie ein Lied, das jemand singen muss. Ein Lied der Sorgen, aber definitiv auch ein Lied der Liebe.«

Hinter dem Bahnhof Tiefenbrunnen, beiges Gebäude, zwei Linoleumtreppen hinauf, farbige Vasen im Treppenhaus, Glasfenster in der Haustür aus Holz. »Del Buono«, Grosselternschreibweise, weiss auf schwarzem Schild. Altrosa Teppich, »ein rosa Boudoir«, mit Augenzwinkern. Schlafzimmer, Wohnzimmer, Klavierzimmer.

Dein Lieblingslied?

Oh Gott. Frank Zappa ... Oder Queen: »Teo Torriate«.

Lieben lernen

Die Liebe, das sich Verlieben. Mal kürzer, mal länger, mal einfach, mal kompliziert. Ihre erste Liebe: Marten, in der dritten Klasse, sie sind heute noch befreundet, er lebt mit seinem Mann abwechslungsweise in Berlin und einem Schloss in Brandenburg. Ihre erste überdauernde Liebe: Freddie Mercury, Idol, Schwarm, verliebt aus der Ferne, seit Teenagertagen. Er löste, wie sie einst im »NZZ Folio« schrieb, Folgendes in ihr

aus: »Die Palette der geschlechtlichen Möglichkeiten und des Begehrens, das sich im Laufe eines Lebens hierhin und dorthin bewegen kann und manchmal im Sande verläuft. Die Idee eines ›Alles ist möglich‹.«

Sie lernte auch, dass Lieben nicht exklusiv sein muss, dass sich Liebe verändert, dass Verbundenheit bleibt. In ihren Berliner Anfangsjahren liebte Zora Frauen, definierte sich als Lesbe, ausschliesslich. Sich jemals wieder in einen Mann verlieben? Nie! »Niemals nie sagen«, lernte sie, als sie sich in einen schwulen Mann verliebte. Eigentlich unmöglich, und doch war sie zu neugierig, die Finger von der Geschichte zu lassen. Eine komplizierte Beziehung, viel Heimliches, viel Verheimlichtes, ein Doppelleben, auch zusammen. Aus der Lesbenszene war sie damit draussen, heute wäre das wohl anders, queer oder nicht queer, starre Definitionen mag sie generell nicht. Freundinnen von damals hat sie aber immer noch. Auch dank Schrebergarten in Spandau, inmitten der Community, in der alle lesbisch, auch politisch lesbisch, blieben.

Auf dem Küchenregal thront die Silhouette Freddie Mercurys. An der Küchenwand Italianità: Schauspielerin Anna Magnani, mit forschem, eindringlichem, herausforderndem Blick. Weitere Küchenbewohner: Rotweinflaschen, kompostierbare Espresso-Kapseln, Geschirr aus dem Brockenhaus, Familiensilber.

Welches deiner Bücher magst du am liebsten?

»Hinter Büschen, an eine Hauswand gelehnt«

Wahlfamilie

»Ich verliebe mich grundsätzlich in Menschen, die einen Knall haben. Und bindungsunfähig sind, so wie ich.« Sie glaubt nicht daran, fürs Zweierdasein gemacht zu sein, aber für Liebesgeschichten. »Ich falle in etwas hinein, und dann ist es

wahnsinnig wichtig, bleibt es über Jahre.« Wie die Geschichte mit dem schwulen Mann. Oder wie die Geschichte mit dem wahnsinnig jungen Mann. Ihrem ehemaligen Studenten.

Sie dozierte, Sommerkurs in Journalismus, amerikanische Deutsch-Studenten, isoliert auf dem Sommer-Campus. Hitze, Spannung, Geheimnisse. Und irgendwann lag Liebe in der Luft: »Ich bin ein Mann, und du bist eine Frau, und alles ist möglich.« Darüber hat Zora ihr Buch »Hinter Büschen, an eine Hauswand gelehnt« geschrieben. Hat die Erlebnisse auf einer Metaebene in Romanform erzählt. Zu politisch, eine Romanze zwischen älterer Frau und jüngerem Mann, hiess es. Sie hätte ein Journal geschrieben, wollte offen thematisieren, enttabuisieren. »Es war eine wunderbare Geschichte, obwohl ich von Anfang an wusste, dass sie nicht gut gehen kann und gut gehen wird, sicher nicht lange.« Befreundet sind sie trotzdem noch, er lebt mittlerweile in Berlin.

Deine beste Eigenschaft?

Ich kann wahnsinnig gut verzeihen.

Aus allen Phasen ihres Lebens hat sie Menschen um sich: Schulfreundinnen, Freunde aus der Uni-Zeit, Freundinnen aus der Lesbenszene, Journalismus-Kontakte – und neu auch Schriftstellerfreunde. Dazu kommen ihre WG-Mitbewohner, auch sie langjährige Freunde, ein bisschen ein Familiending sogar, eine Wahlfamilie. Was in Berlin sehr viel normaler ist, als sie es aus Zürich kannte. »Schon in den 1980er-Jahren gab es an Weihnachten seltsame Essen mit seltsamen Menschen an seltsamen Orten. Wir kamen ja alle von irgendwoher nach



Schriftstellerin, Urzürcherin, Wahlberlinerin

Berlin, viele aus Westdeutschland. ›Ich geh' über Weihnachten nicht nach Wessiland!‹, war die Devise.« Daran musste sie sich erst gewöhnen, tanzen gehen an Weihnachten, total rebellisch. Das Schweizerische, ein bisschen Naive, Staunende, das habe sie schnell abgelegt in Berlin, wurde grossspuriger, frecher. Mutig, Neues anzupacken, zu erlernen. Klavierspiel etwa, oder davor Bluestanz. Für Neues ist es nie zu spät, und unmöglich ist nichts. Wäre sie nicht nach Berlin gegangen, wäre sie heute ein anderer Mensch, davon ist Zora überzeugt.

Klavierspiel, Chilly Gonzalez, »Dressed in Green«. Zugeräusche im Hintergrund. Hände tanzen sanft über die Tastatur. Hund Mica als Publikum. Hündin Natalina klaut die letzten Sandwichreste. »Räuchertofu mit Ajvar, das passt, ein bisschen Slowenien.« Die Sonne scheint, sanftes Licht, weiter vorne glitzert der Zürichsee.

Wendepunkt

Geboren und aufgewachsen in Zürich, verwachsen auch mit Italien und Slowenien, gewachsen und erwachsen geworden in Berlin. Berlin steht für Jugend, Aufbruch, Abenteuer. Dort hat sie sich entwickelt, zusammen mit der Stadt. Mauerfall, Wiedervereinigung, Gentrifizierung. Mit dem Wandel rollte sie mit, saugte ihn in sich auf, blieb in Bewegung, hängt aber gleichzeitig ihrem alten Berlin nach. Zürich auf der anderen Seite ist immer noch das Zürich von früher, zumindest für Zora. Sicherheit, Vertrautheit, Heimat. Zu Hause fühlt sie sich an beiden Orten, eigentlich sowieso genau dort, wo sie gerade ist, das kann auch ein Hotelzimmer sein.

Was würde dein jugendliches Ich über dein jetziges Ich denken?

Die ist eigentlich ganz cool geworden.

Sie ist ganz bei sich, im Reinen mit allem, im Jetzt. Mit dem Älterwerden wachsen Schein und Sein immer mehr zusammen. Das beschreibt auch ihre Freundin Barbara Stauss: »Ob sie sich verändert hat in all den Jahren? Ja und nein, da ist mehr Leichtigkeit, sie wurde noch freier, aber im Kern bleibt sie dieselbe. Sie geht ihren Weg, immer in Bewegung, in unterschiedlichen Welten unterwegs, bodenständig und anmutig zugleich, tanzend, wie ein Schmetterling.« Und in Bewegung bleibt sie. Mit dem Ende des Familienromans, dem drohenden Ende ihrer Mutter-Tochter-Geschichte, hat Zora das Gefühl, an einem Wendepunkt zu sein. »Aber das ist okay.« Sie wendet sich neuen Themen und Geschichten zu, schreibt an einem Fräulein-Roman. Über starke Frauen – früher wie heute.